

Es bleibe, wie es ist

Die ETH Zürich will wissen, was als Tatsache gelten darf

Führt Wissenschaft zu mehr Demokratie, und bedingt Demokratie eine humanere Wissenschaft? Zu einer aktuellen Verhandlung dieser Frage lud das Ludwik Fleck Zentrum des Collegium Helveticum zum „Latsis Symposium“ an die Universität und an die ETH Zürich. Anlass bot der fünfzigste Todestag des Wissenschaftstheoretikers Ludwik Fleck (1896 bis 1961). Dessen Werk „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ (1935) – eine Arbeit, von der Thomas S. Kuhns „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ beeinflusst wurde – analysiert die Voraussetzungen und Beschränkungen, dem Denkkollektive bei ihrer Wissensproduktion unterworfen sind. Jedes Denken, sagt Ludwik Fleck, sei eine sozial bedingte Tätigkeit. Eine nur wissenschaftsbasierte Produktion objektiver Wahrheit könne es also nicht geben.

Im Eröffnungsreferat ging es dem französischen Soziologen Bruno Latour in dessen weniger um die theoretische Verfasstheit von Demokratie und Wissenschaft, sondern schlicht darum, was sie hervorbringen: eine dauerhafte und sich immer weiter verschärfende Gefährdung der Lebensgrundlagen. Die demokratische Gesellschaft sei durch das Fenster der Wissenschaft gestiegen – worauf der Mensch mehr mit der Umwelt anrichtete als diese mit sich selbst. Angesichts der ökologischen Gefahren forderte Latour dazu auf, neu über ein Paradox der Wissenschaft nachzudenken: „Wir haben uns verloren, in etwas zu Großem, um nun zu ersticken, in etwas zu Limitierten.“ Das Publikum wurde derweil den Verdacht nicht los, dieser Wissenschaftler – gerade weil er glaubt, dass Dinge agieren – habe zur Unterstreichung seiner Bildsprache den Raum auf gefühlte vierzig Grad erhitzen lassen. Entsprechend lautete endlich die Botschaft: Das Kollektiv, schloss Latour, trete erst dann in Aktion, wenn es für ein Problem die richtige Metapher – eine *aide pensée* – gefunden habe. Für das neu zu denkende Verhältnis von Wissenschaft und Demokratie müssten wir uns nun fragen, ob wir den Globus noch erforschend in der

Hand halten, oder ihn nicht eher schwitzend auf der Schulter tragen.

Unter dem Namen „Beharrungstendenz“ hatte Ludwik Fleck festgehalten: Je tiefer man in einen Denkstil eindringe, desto geringer sei die Wahrscheinlichkeit, dass es zu einer Veränderung des Denkens komme. Der Demokratie komme dagegen die Aufgabe zu, der Macht der spezialisierten Denkkollektive entgegenzuwirken. Doch als dann Forschungsprojekte vorgestellt wurden, die nachweisen, wie groß die Beharrungstendenzen in den Wissenschaften tatsächlich sind, kamen Zweifel auf, ob die Demokratie einer solchen Aufgabe gewachsen sein kann. So exemplifizierte Ilana Löwys (Paris) Untersuchung zur Pränataldiagnostik das Manko an politischer Übersetzungsarbeit zwischen wissenschaftlichen Motiven (der Verbesserung der Screentechniken) und ihren realen Auswirkungen (den Expertenmeinungen als Entscheidungsgrundlage). Über die Korruption von Wissenschaft durch Großkonzerne berichtete Robert N. Proctor (Stanford) – der einzige amerikanische Wissenschaftshistoriker, der nach einer Zeugenaussage gegen die Tabakindustrie noch weiter auf diesem Feld forsch.

Michael Hagner (Zürich), der Initiator des Symposiums, hatte Forscher der ETH befragt, ob über den Wissenstransfer auch die Demokratie gefördert werde. Dazu erzählte der Chemiker Peter Chen aus seiner Arbeitserfahrung in Asi-

Hält der Mensch den Globus
forschend in der Hand? Oder
trägt er ihn auf den Schultern?

en, dass dort jeder wertgeladene Wissensaustausch strikt abgelehnt werde. Doch sei die Schaffenskraft seiner chinesischen Kollegen, die zu über neunzig Prozent in gewinnorientierten Organisationen arbeiteten, nicht durch die hierarchische Strukturen gemindert.

„Können wir uns vorstellen, Amateure als Mitwirkende in der Wissensproduktion zu respektieren?“ – den selbstkritischen Diskurs eröffnete der Soziologe

Andrew Abbott (Chicago). Er erforschte den kontinuierlichen Ausschluss von Amateurwissen in der Entwicklung der Wissenschaft zur elitären Wissensproduzentin. Heute existiere eine „Entfremdung des Wissens“ gegenüber seinem alltagsweltlichen Kontext, was nicht nur eine breite Rezeption verhindere, sondern auch die Reflexionsmöglichkeiten des Wissenschaftlers. Die Grenze zum Amateurlern ist indessen für Abbott nicht durch das Wissen selbst vorgegeben, sondern durch die Art, wie es (inklusive seiner Studenten) verwendet und verwaltet wird. Dieser Tendenz gelte es entgegenzuarbeiten. Das „Latsis Symposium“ trägt gewiss dazu bei. DESIREE WAIBEL